Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 353. **Freitag** den 15. Juli 1898. **92. Jahrgang.**

Eine Frage an die preußischen Conservativen.

Ω Die sommerliche Jahreszeit kann nicht verhindern, daß den bevorstehenden preußischen Landtagswahlen und damit einer folgenreichen Gestaltung des Parteiwesens in Preußen immer größere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Wir haben — und andere, preußische wie nichtpreußische, Blätter pflichteten uns darin bei — schon auseinandergesetzt, daß bei den nächsten Wahlen die preußischen Conservativen ihre Auffassung vom Ultramontanismus zu bekennen haben und daß ihre Entscheidung auf die Stellungnahme der liberalen Mittelpartei einen Einfluß üben muß, der nicht verfehlen kann, sich auf dem Gebiete der Reichspolitik bemerkbar zu machen. Die zunächst berufenen Preßorgane der conservativen Partei schweigen sich über den Punct gerade so aus wie die der Freisinnigen, die von einer ultramontanen Gefahr nichts sehen wollen. Bei den Letzteren ist die Scheu vor einer Meinungsäußerung begreiflich. Sie fürchten einerseits die Ungnade des mandatspendenden Centrums, andererseits vermögen sie kaum mehr etwas Anderes ins Auge zu fassen, als den „Junker" und „Agrarier". Für das Stillschweigen der „Conf. Corr." und der „Kreuzztg." giebt es hingegen keine Erklärung, außer etwa der, daß die leitenden conservativen Männer Preußens selber noch nicht wissen, was sie thun sollen und werden.

Inzwischen aber reden preußische conservative Blätter, die in weniger engem Contact mit den Führern stehen, dafür aber auch unabhängiger als die Parteioffiziösen sind. Vor allem der viel verbreitete „Reichsbote", der beinahe täglich und auch heute wieder auf die Unvereinbarkeit der ultramontanen Machtideen mit dem deutschen und preußischen Staatsgedanken und dem Grundsatze der Gleichberechtigung der Confessionen hinweist. Freilich, dem „Reichsboten" ist seine Wissenschaft nicht erst seit dem Jahre 1892 angeflogen und trotzdem hat sie in der Aera Zedlitz das Blatt nicht gehindert, mit Fanatismus für ein Gesetz einzutreten, das die römische Kirche auf dem Schulgebiete so gut wie souverain machen wollte, für die protestantische aber nur einen Papierwerth gehabt hätte. Vielleicht aber hat der „Reichsbote" etwas zugelernt und begriffen, daß man dem paritätischen Staate und der evangelischen Kirche nichts nützt, wenn man dem Syllabus in einem wichtigsten Puncte Gesetzeskraft verleiht. Jedenfalls scheint ein anderes conservatives Blatt, die „Deutsche Reichspost", nicht geneigt, noch einmal an einem Werke, das die Jugend dem Klerus ausliefern würde, mitzuwirken. Sie schreibt nämlich:

„Ein Reichstag, nicht schwarz, nicht weiß, nicht Fisch, nicht Fleisch, undeutsch in seiner weitaus größeren Hälfte. Die größte Partei des deutschen Reichstags ist wiederum das Centrum, welches seinen Schwerpunct nicht in Deutschland, sondern in Rom hat, ultra montes. Eine Partei, deren Führer einst der Gründung des deutschen Reiches entgegengearbeitet haben, eine Partei, die es nicht verwinden kann, daß es das protestantische Hohenzollernhaus war, welches den neuen deutschen Kaiserthron zimmerte und besteigt! Undeutsch ist sie, weil sie die größte That des deutschen Geistes, die Befreiung des deutschen Gewissens von einem oberflächlichen, verweltlichten, wälschen Kirchenwesen, weil sie die Reformation nicht anerkennen will."

Das Zedlitz'sche Schulgesetz hat, wie in Erinnerung gebracht sei, den Klerikalen die Handhabe, den Geist, den die „Reichspost" anscheinend nicht gepflegt wissen will, in Tausenden von preußischen Volksschulen zum herrschenden zu machen, ohne daß der Staat hindernd hätte eingreifen können. Vielleicht nehmen sich die preußischen Conservativen, ehe sie unter dem dringenden Verdachte, die Windthorst'schen Schulideale verwirklichen zu wollen, in die Wahlbewegung eintreten, auch zu Herzen, was ein in Paris lebender Deutscher, Otto Röse, in einer „Ein Herbst im Elsaß" betitelten Schrift über die Mitkämpfer von 1892 sagt. Der Mann ist mit dem Fortschritte des Deutschthums im Elsaß, soweit es auf die Masse der Bevölkerung ankommt, ganz zufrieden. Und „mit den Notablen", die nach seiner Ansicht französisch gesinnt sind, nur weil die deutsche Verwaltung eine unter der französischen Herrschaft unbekannte Ehrlichkeit und Unparteilichkeit zeigt, meint er, werden wir in absehbarer Zeit schon fertig werden. „Mit dem ultramontanen Klerus aber", so fügt er hinzu „nie".

„In ganz Deutschland hat der Ultramontanismus Fortschritte gemacht, furchtbare Fortschritte, die ihn zur ausschlaggebenden Partei erheben. Kein Wunder daher, daß er in Elsaß-Lothringen nicht zurückgeht. Fangen wir nicht bei uns selber an, so bleibt im Reichsland keine Hoffnung auf Ueberwindung desjenigen Feindes, welcher der Verdeutschung des Volkes den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt. Der Ernst der Lage ist vielleicht noch den wenigsten Deutschen bewußt; er wird übers Jahr schon klarer hervortreten, das nächste Jahrzehnt noch stärker beherrschen. Denn der Ultramontanismus hat im Elsaß einen doppelten Sinn hat — er schielt ja nach Westen und Süden zugleich über die Berge —, wird in Frankreich zu einer zunächst zwar verhüllten, später aber vielleicht zur unverhüllten Herrschaft gelangen und die Notablenrepublik zu seiner Hochburg machen. Seit anderthalb Jahrzehnten hat er im Dunkeln geschlichen, unhörbar für die blöden Philister, die beim angeblichen Fortschritt unserer Civilisation nicht mehr an das schwarze Gespenst glauben wollen. Jetzt wagt er sich ans Licht und reckt die Hand nach der Herrschaft. Kommt er in Frankreich zu seinem Ziel, so können wir im Elsaß etwas erleben. Darum heißt es aufpassen und vorbeugen."

Wollen die preußischen Conservativen im führenden deutschen Staate die Fortschritte des Ultramontanismus, deren Folgen hier richtig geschildert werden, fördern helfen?

Die Samoafrage.

Seit langen Jahren hat Deutschland den größten Antheil am Handel und Plantagenbau in Samoa. Es wurde daher auch von der Regierung im Jahre 1880 beantragt, die Schutzherrschaft über Samoa auszuüben, ein Antrag, den der Reichstag jedoch ablehnte. Einige Jahre vorher hatte der amerikanische Consul die amerikanische Flagge gehißt und die Inseln annectirt, ein Vorgehen, das jedoch in Washington damals nicht gutgeheißen wurde. Da aber auch England lüstern nach den Inseln blickte, so kamen die drei concurrirenden Mächte überein, daß keinem das Land gehören sollte, und schlossen einen Vertrag, der ihre Rechte festlegte. Inzwischen hat das Land einen Krieg nach dem andern gesehen. Nachdem am 8. November 1880 Malietoa Lupepa König geworden war, revoltirte der Häuptling Tamasese und gewann viele Anhänger. Der Bürgerkrieg schädigte natürlich die deutschen Interessen und so wurde 1887 Malietoa gefangen genommen und nach den Marschallinseln gebracht. Tamasese konnte sich aber genügende Autorität nicht verschaffen. Schon 1888 riefen Malietoa's Anhänger Mataafa zum König aus und dieser schlug Tamasese und bedrängte ihn. Ihn und die deutschen Interessen zu schützen, griff Deutschland ein und schickte Kriegsschiffe nach Apia. Es ist noch in Aller Erinnerung, wie zwei derselben am 16. März 1889 durch einen Orkan zu Grunde gingen. Mataafa wurde gezüchtigt und Malietoa wieder eingesetzt. Mataafa wurde verbannt. In letzter Zeit nun wünschten die Samoaner Mataafa zurück, aber England willigte nicht in die Rückkehr. Mataafa hatte vor seiner Verbannung noch den König Malietoa Lupepa anerkannt, ebenso alle anderen Häuptlinge mit einziger Ausnahme des Bezirks von Atua, wo der junge Tamasese mit etwa 1500 waffenfähigen Männern bei Seite blieb. Das Gesuch um Begnadigung Mataafa's war nicht nur von der ausgebreiteten einflußreichen Verwandtschaft desselben, sondern auch noch von elf anderen Häuptlingen unterzeichnet. Sie alle erklärten, daß seine Rückkehr in die Heimath keine neuen Unruhen hervorrufen würde. Auch hat sich Mataafa auf den Marschall-Inseln so geführt, daß man ihm wohl Vertrauen schenken kann.

Nunmehr hat sich England eines Anderen besonnen, und im Londoner Unterhaus erklärte Curzon in voriger Woche, daß außer Deutschland und den Vereinigten Staaten auch England damit einverstanden sei, daß Mataafa nach Samoa zurückkehren könne. Die Aenderung in der Stellung Englands zu dieser Frage ist wahrscheinlich auf einen neuerlichen Schritt Deutschlands in der Sache zurückzuführen. Von deutscher Seite wird von jeher ein reger Antheil an den Vorgängen auf Samoa in dem Sinne genommen, daß man dauernde Ruhe und Ordnung auf der Inselgruppe herstellen und die wirthschaftliche Entwickelung fördern möchte. Die Engländer und die Nordamerikaner haben die Samoa-Angelegenheiten nur als politische angesehen und demnach behandelt.

Die Berichte aus Apia laufen in letzter Zeit aber regelmäßig auf den Hinweis hinaus, daß der Ausbruch eines Aufstandes geradezu unvermeidlich erscheine, wenn nicht Mataafa in seine Heimath zurückkehre und seinen Einfluß auf die Bevölkerung geltend mache. Von Berlin aus wird man wohl darüber in London Vorstellungen gemacht haben. In London wird man nicht die Verantwortlichkeit haben auf sich nehmen wollen, allein Veranlassung zu neuen Kämpfen gegeben zu haben. Auch mögen andere überseeische Fragen, welche Großbritannien mehr in Anspruch nehmen, dazu beigetragen haben, in Bezug auf Samoa seinen Widerstand aufzugeben. Wenn Mr. Curzon sagte, Mataafa's Rückkehr sollte unter gewissen Bedingungen zugestanden werden, so heißt das: Mataafa muß vorher in bündiger Form erklären, daß er keine Unruhen hervorrufen, vielmehr zur Unterdrückung solcher beitragen werde. Nach der jetzigen Lage ist anzunehmen, daß Mataafa noch in diesem Jahre nach Samoa zurückkehren werde.

Die Regelung der inneren Verhältnisse auf Samoa ist gerade jetzt von besonderer Wichtigkeit, weil vielleicht in naher Zeit wieder internationale Verhandlungen darüber beginnen werden. Die Annexion der Hawaiigruppe durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika wird noch in diesem Monat vollzogen. Damit haben die Vereinigten Staaten den ersten Schritt in den Stillen Ocean gemacht; als zweite Etappe ist Samoa bezeichnet worden; selbst der Präsident Mac Kinley hat vor einem Jahre erklärt, daß die Union dort keinem fremden Staate etwas von seinen Rechten preisgeben wolle. Ferner hat der neue Unionsconsul Osborn in Apia den Auftrag erhalten, die amerikanischen Interessen in Apia zur vollsten Geltung zu bringen. Jedem Unparteiischen würde es wohl schwer werden, amerikanische Interessen von Belang auf Samoa nachzuweisen; trotzdem hat der frühere Oberrichter Ide in einer ausführlichen Denkschrift „Our interest in Samoa" diese „Interessen" zusammengestellt. Diese Ausführungen, die sich hauptsächlich auf politischem Gebiete bewegen, werden wohl die Grundlage für das weitere Vorgehen der Union bilden.

Deutsches Reich.

△ **Berlin**, 14. Juli. In industriellen Kreisen scheinen die Berichte der preußischen Gewerbeaufsichtsbeamten über die Einführung des sanitären Maximalarbeitstages lebhafte Beunruhigung hervorgerufen zu haben. Dazu liegt aber, wenn man die Berichte prüft, kaum Anlaß vor. Es handelt sich zumeist nur um Gutachten einzelner Beamten, deren Ansichten über dieselben Betriebe sehr weit auseinander gehen. Und zwar darum, wie die Berichte selbst sagen, weil die localen Verhältnisse, die Einrichtung der Fabriken, die sanitäre Handhabung der Betriebe, das Lebensalter der Arbeiter, günstige Lohnverhältnisse, gute Ernährung und gesunde Wohnung weit wichtigere Rollen bei Beurtheilung des Gesundheitszustandes der Arbeiter spielen, als übermäßig lange Dauer der Arbeitszeit. Es handelt sich also um weiter nichts, als um je nach der Berichterstattung mehr oder minder werthvolles Material, das zu den Acten genommen wird, der Oeffentlichkeit aber aus den angeführten Gründen nicht vorenthalten zu werden braucht, zumal es sich um Erwägungen lediglich über sanitäre Maßnahmen handelte und nicht um Vorschläge, die der socialdemokratischen Agitation auf Einführung einer „Normalarbeitszeit" irgendwie entgegen kommen. Hierfür ein Beispiel, das auch in der Erörterung über diese Frage angezogen wird. Für Gummifabriken, die mit Schwefelkohlenstoff arbeiten, wird eine 2- bis 1½stündige Arbeitszeit beantragt, so der Bericht für Potsdam und für Berlin-Charlottenburg. Der Potsdamer Bericht aber schreibt auch:

„Eine in Neu-Weißensee bei Berlin neuerbaute, mit allen Schutzmaßregeln versehene Gummifabrik hat für Vulkanisirarbeit bereits einmal zweistündige tägliche Maximalarbeitszeit für Männer und 1½stündige für Frauen und Mädchen auf Grund diesseitiger polizeilicher Vorschrift eingeführt. Die tägliche effective Arbeitszeit dauert hier 10 Stunden. Die übrige Arbeitszeit vertheilt sich auf angefüllteliche Beschäftigungen, vorwiegend in Accord, und regelt sich zu voller Zufriedenheit beider Parteien. Die übrigen Gummifabriken verfahren in ähnlicher Weise."

Und der Bericht für Berlin-Charlottenburg constatirt, daß in diesem Bezirke bereits auf Anordnung des Polizeipräsidiums der vorgeschlagene sanitäre Maximalarbeitstag von 2 Stunden für Arbeiter und 1½ Stunden für Arbeiterinnen besteht, nämlich für die Beschäftigung in den Vulcanisir- und Trockenräumen, wo die Arbeiter durch Einathmen giftigen Kohlenstoffes gefährdet sind. „In der übrigen Zeit bis zu zehn Stunden täglich werden die Arbeiter mit anderen Arbeiten betraut; das macht in den hiesigen Anlagen keinerlei Schwierigkeiten. Die Maßregel hat guten Erfolg gehabt." Für die Forderungen stürmischer Socialpolitiker ergeben auf diesem Gebiet die Berichte somit im Gegentheil die Mahnung, daß mit vorschnellem Generalisiren nichts gethan ist und wie sorgfältig im Einzelnen die gewerblichen Verhältnisse erwogen und auseinander gehalten werden müssen, ehe man die Gesetzgebung eintreten läßt.

* **Berlin**, 14. Juli. Ein dem Fürsten Meschtscherski befreundeter russischer Cavallerieofficier, von einer Studienreise aus Frankreich, Deutschland und Oesterreich zurückgekehrt, liefert dem bekannten russischen Publicisten interessanten Stoff zu einem Artikel, in welchem die Bewunderung der deutschen Lanze einen Hauptbestandtheil bildet. Der russische Cavallerieofficier hat, wie wir dem „Berliner Tageblatt" entnehmen, in den drei genannten Staaten eine Menge Reiterregimenter besucht, ihren Uebungen beigewohnt und sich mit dem Dienst in der Manège wie im Felde genau bekannt gemacht. Unter Anderem hielt er sich in der berühmten Schule zu Saumur in Frankreich und in der Cavallerieschule zu Hannover auf, nahm Pferdedepots und Gestüte in Augenschein und hebt unter den letzteren ganz besonders das zu Trakehnen hervor. Seine Beobachtungen in Deutschland scheinen ihm über Alles zu gehen, denn er spricht nur von diesen. Vor allen Dingen frappirt ihn in Deutschland die Menge und Verschiedenartigkeit der Beschäftigung in der Cavallerie. Die Officiere verbringen ganze Tage in den Casernen, indem sie sich mit den Soldaten beschäftigen. Besonders intensiv sind die Beschäftigungen in den Manègen zur Winterzeit, wo für den Sommer geübt wird. Deshalb soll auch demnächst die Zahl der Manègen eines jeden Regiments bedeutend vermehrt werden. Gegenwärtig kommen auf jedes Regiment drei Manègen, künftig soll jede Escadron ihre eigene Manège erhalten, damit nichts den erfolgreichen Fortgang der Uebungen störe. Von der Bewaffnung der deutschen Cavallerie kommt der russische Officier sodann auf die sehr interessante Frage der Lanzen zu sprechen. Ohne dabei gewesen zu sein, sagt er, kann man sich keine Vorstellung davon machen, bis zu welcher Vollkommenheit und Jongleurgewandtheit die Lanzenübungen in

Feuilleton.

Coloniale Krankheitsgefahren.

Von Dr. med. Georg Korn (Bonn).

Nachdruck verboten.

Die Gefahren, die die Gesundheit der heutigen Culturvölker bedrohen, sind zwar einerseits durch die ausgedehnten hygienischen Wohlfahrtseinrichtungen erheblich vermindert worden, andererseits aber entstehen durch die ganze Entwickelung der modernen Verhältnisse stets neue Fährlichkeiten für die Gesundheit des Volkes und bereits vorhandene werden vergrößert. Die Anhäufung von Volksmassen in großen Städten und der rasche Aufschwung gewerblicher Thätigkeit hat die Frage der Einrichtung der menschlichen Wohnungen, insbesondere auch für die minder bemittelten Classen, der Wasserversorgung, der Beseitigung der Abfallstoffe in den Vordergrund der Discussion gestellt. Die fortschreitende Erkenntniß unserer Nahrungs- und Genußmittel leistet indirect der Auffindung von Surrogaten Vorschub, birgt aber auch die Gefahr in sich, daß häufig minderwerthiger Ersatz geboten wird. Die schnelle Entwickelung des Verkehrswesens erleichtert den Transport von Personen und Sachen, gleichzeitig aber die Verschleppung von Krankheitskeimen, und die bisherigen lästigen Maßregeln für eine Einschränkung des Verkehrs erweisen sich als trügerisch und undurchführbar.

So liegt es denn nahe, auch unsere Colonialpolitik, die uns in dauernde Beziehungen mit den verschiedensten exotischen Ländern gebracht hat, einmal von dem Gesichtspunct zu prüfen, ob sie nicht durch Einschleppung fremder, gefährlicher Krankheiten, die dort heimisch sind, der Volksgesundheit Gefahr bringen kann. Daß bis dahin bei uns unbekannte Seuchen aus fremden Ländern kommen und verherrend wirken können, dafür ist z. B. die Cholera ein classisches Beispiel, die bekanntlich aus ihrer indischen Heimath zum ersten Male um 1830 langsam über Rußland dahergezogen kam und seitdem Europa von Zeit zu Zeit durch ihr Auftauchen erschreckt. Die Möglichkeit, daß auch andere Epidemien, wie z. B. das gelbe Fieber, gelegentlich bei uns eingeschleppt werden können, ist nicht abzuleugnen, und der verstorbene Professor August Hirsch in Berlin, der beste Kenner der geographischen Pathologie, pflegte auf sie in seinen Vorlesungen hinzuweisen.

Daß diese Möglichkeit aber doch sehr wenig wahrscheinlich ist, das beweist uns das Beispiel von England mit seinen zahlreichen Colonien in allen Erdgegenden, mit denen es seit Jahrhunderten in regstem Wechselverkehr steht, ohne daß sich nennenswerthe Einschleppungen von tropischen oder exotischen Krankheiten in das Mutterland ergeben hätten. Es kommen eben bei der Verbreitung dieser Krankheiten die örtlichen Bedingungen, Bodenbeschaffenheit, Klima, Ernährung, Sitten und Unsitten der Bevölkerung, Wohnung, Mangel an hygienischen Maßnahmen u. s. w. in Betracht.

Wie wichtig z. B. die letzteren werden können, zeigt die ganz erstaunliche Abnahme der Todesfälle bei den holländischen Colonialtruppen, seit dort nach wissenschaftlich geprüften Grundsätzen vorbeugende hygienische Reformen durchgeführt sind, die Wohnung, Ernährung, Kleidung, Trinkwasser u. s. w. betreffen. Aehnliche Fortschritte hat man in den englischen Colonien erzielt; daß unsere jungen deutschen Schutzgebiete mindestens die gleiche hygienische Fürsorge genießen, dafür bürgt der gute Ruf unserer hygienischen Wissenschaft, die als die vorgeschrittenste der Welt bezeichnet werden darf und in unseren Militair- und Marineärzten verständnißvolle Jünger findet. Die trefflich eingerichteten und ausgestatteten Tropenkrankenhäuser in unseren Colonien sind in Modellen von Hunderttausenden auf den großen Ausstellungen in Berlin und Leipzig besichtigt worden; in ihnen fand man auch weitere Aufklärung über die hygienischen Vorkehrungen und Einrichtungen für unsere Landsleute in den Colonien.

Wenn wir unsere einzelnen Schutzgebiete prüfen wollen, so können wir gleich mit unserer jüngsten Errungenschaft, Shantung in China, beginnen, das wir formell allerdings nur für 99 Jahre „gepachtet" haben. China selbst ist in gesundheitlicher Beziehung übel berüchtigt, soweit die spärlichen Nachrichten über ein so ungeheures Reich ein Urtheil zulassen. Auch für unsere Marine ist die ostasiatische Station reich an Patienten. Nach den medicinischen Berichten sind in China Skrophulose im Kindesalter, Syphilis in den Entwickelungsjahren und später Magen- und Darmleiden mit allen Folge- und Nebenerscheinungen in den reiferen Lebensjahren ganz allgemein, und befallen, wie die Malaria, in manchen Gegenden fast alle Individuen. Ruhe und Cholera verursachen zur Sommerszeit furchtbare Epidemien. Die Pocken fordern von Zeit zu Zeit Tausende von Opfern, obgleich eine, allerdings unvollkommene chinesische Methode der Impfung viel älter ist als in Europa. Schwindsucht, Augenentzündungen, Hautkrankheiten sind ganz allgemein, auch die Lepra ist nicht selten. China steht ferner nicht ohne Grund in dem Verdacht, endemische Pestbezirke zu bergen. Als selten gelten Masern und Scharlach. Die Dengue, eine bösartige, rheumatisch-fieberhafte Krankheit, und die schwere Nervenkrankheit Beri-Beri oder Kak-Ku, wie die Japaner sie nennen, haben thatsächlich, obwohl sonst in Ostasien häufig, chinesische Küstenplätze nur selten heimgesucht. Eine besondere Specialität bilden in China die Leiden der Opiumraucher.

So wenig erbaulich diese Mittheilungen klingen, so liegt doch für Shantung die Sache wesentlich günstiger. Gerade mit Rücksicht auf sein gesundes, mäßiges Klima ist es ausgesucht worden, somit fallen von selbst alle jene Krankheiten, die in dem tropischen China ihren Sitz haben, fort. Ferner aber ist nicht zu verkennen, daß vielfach die eingewurzelte Unreinlichkeit, die Unsitten und die schlechte Sanitätspolizei bei den gelbhäutigen Bewohnern des Reiches der Mitte Krankheiten züchten, die unter der deutschen Verwaltung von selbst verschwinden werden.

Ungesünder als in Shantung ist in den meisten unserer afrikanischen Colonien das Klima; nur Südwestafrika liegt in gemäßigterer Zone und macht eine rühmliche Ausnahme. Die übrigen müssen den tropischen Krankheiten ihren Zoll bezahlen, der in einer hohen Sterblichkeit der eingewanderten Europäer besteht. Besonders trägt hierzu die Blutarmuth bei, der dort der Europäer sehr bald verfällt, ferner die zahlreichen, gefährlichen Leberkrankheiten, die häufig mit der Blutarmuth zusammen vorkommen, vor Allem aber die Malaria, die oft in bösartigster Form auftritt. Sehr schlimm ist namentlich das Schwarzwasserfieber in Westafrika, das auch dem Chinin nicht weichen will. Auch schwere Ruhrepidemien fordern zahlreiche Opfer, ferner sind Hautkrankheiten häufig. Geeignete Kleidung, Nahrung, Hautpflege, Wohnung auf felsigem oder hochgelegenem Bauplatz, Vermeidung schwerer körperlicher Arbeit und andere Maßnahmen der Tropenhygiene müssen hier eingreifen, ohne jedoch eine völlige Acclimatisation herbeiführen zu können. Aehnlich liegen die Verhältnisse auf unseren australischen Schutzgebieten in Neu-Guinea.

So sehr diese Leiden jedoch unseren Landsleuten in den Colonien selbst das Leben verleiden, so wenig sind sie für das Mutterland gefährlich. Schon in den Schutzgebieten giebt es fast überall gesunde Gebirgsgegenden im Innern, die als Sanatorien dienen können; für Deutschland aber ist eine Gefahr der Uebertragung tropischer Krankheiten durch unser Klima von selbst ausgeschlossen; die leichten Wechselfieber-Arten, die auch bei uns in Sumpfgegenden auftreten, haben mit der schweren tropischen Malaria keinen Zusammenhang. Gefährliche epidemische Krankheiten haben uns unsere Colonien glücklicher Weise nicht zu übermitteln. Die Colonisten freilich müssen die Angriffe auf ihre Gesundheit mit in den Kauf nehmen, aber dank den Fortschritten der Tropenhygiene werden diese mehr und mehr von ihren Schrecken verlieren.

Das gelbe Fieber ist glücklicher Weise in unseren Colonien nicht vertreten, sondern nur in Amerika heimisch. Gerade dieses aber ist öfter von Amerika nach Europa verschleppt, namentlich nach Spanien und Portugal; so forderte in Lissabon 1857—58 eine Epidemie bei 19 000 Erkrankungen nahezu 7000 Todte, und noch vor wenigen Jahren wurde durch Truppen, die aus Cuba zurückkehrten, eine Fieberepidemie in Madrid hervorgerufen, bei der in einem Monat 100 Erkrankungen mit 80 Todesfällen vorkamen. Auch die vielen schweren Hautleiden, deren Bezeichnungen die verschiedensten geographischen Namen der Tropen in der Medicin heimisch machen, sind in unseren Colonien nicht stark hervorgetreten. Wir dürfen uns somit ruhig unserer Errungenschaften in fernen Zonen erfreuen, ohne daß uns diese Freude durch unheimliche Vorstellungen von Seuchengefahren getrübt wird.

SLUB
Wir führen Wissen.